



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 23.

Donnerstag, 28. Januar

1926.

Die Lampe mit dem roten Schirm.

(22. Fortsetzung.)

Roman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

Elftes Kapitel.

Gegen halb drei Uhr nachmittags verließen Zoo von Monsterath und Dr. Luz das dem Hotel angegliederte Palace-Café und betraten durch eine Seitentür das Vestibül des Hotels.

Der Leutnant von Monsterath war erschreckend bleich und warf sich sofort in einen Sessel, während Luz einen Herrn kurz und ernst begrüßte, der ihn im Vorraum des Hotels anscheinend erwartet hatte.

Es war der Oberkommissar Bondra.

Luz wechselte mit dem Oberkommissar nur wenige Worte, worauf sich dieser wieder mit einer Zeitung nach der Hotelvorhalle zurückzog, während Luz dem Offizier einen kurzen Wink gab und langsam mit ihm die Treppe hinaufstieg.

Am Zimmer Violettas Delys klopfte Luz und betrat dann mit Zoo von Monsterath den Salon der Sängerin.

Violetta lag, eine Zigarette im Munde, auf einem Ruhebett, ein broschiertes Buch, in dem sie kurz vorher gelesen haben mochte, lag vor ihr auf dem Boden.

Als die beiden Herren zu so ungewohnter Zeit plötzlich bei ihr eintraten, ging nur ein kurzes, etwas schmerzliches Lächeln über ihre klassischen, ernsten Züge. Von Erstaunen oder gar Überraschung war nichts wahrzunehmen.

Sie reichte ihrem Verlobten die Hand, die dieser ergriff, wobei er Violetta lange ernst in die Augen sah, dann sagte er:

„Unser Freund Luz hier hat etwas Wichtiges mit dir zu besprechen, Violetta. Mit deiner Erlaubnis bleibe ich hier.“

Die Sängerin sah den Offizier mit einem langen Blick an, halb Ärger, halb Spott, dann wandte sie sich an Luz.

„Nehmen Sie Platz, dottore“, sagte sie ruhig. „Ich kann mir den Zweck der Unterredung denken. Wenn Sie es für gut finden, Ihren Polizisten, der unten wartet, auch noch heraufzurufen, ich habe nichts dagegen einzuwenden.“

Luz nahm Platz.

„Nein, Signorina“, sagte er. „Herr Bondra hat bei unserer Unterredung nichts zu tun. Daß Sie den Zweck unserer Aussprache ahnen, erleichtert mir die heikle Mission.“

„Ich habe diese Aussprache stündlich erwartet oder vielmehr befürchtet“, sagte Violetta ernst und ruhig. „Sie trifft mich daher nicht unvorbereitet. Ich habe ganz und gar nicht die Absicht, mit der Wahrheit zurückzuhalten, wenn ich Ihnen, lieber Freund, damit auch eine Enttäuschung bereiten muß, denn die gesuchte Mörderin des Generals von Prohaska bin ich nicht.“

„Das habe ich keinen Augenblick lang angenommen, Signorina“, sagte der Detektiv. „Zuerst war es mein Gefühl, das diesen furchtbaren Verdacht nicht aufkom-

men lassen wollte, später, das heißt heute morgen, habe ich den Beweis Ihrer Unschuld am Tode des Feldmarschalleutnants bekommen. Allerdings, für Ihre Anwesenheit in der Wohnung Prohaskas, kurz vor und kurz nach seinem Tode, habe ich noch nicht die richtige Erklärung finden können, und um die Angelegenheit völlig aufzuklären, bin ich in Ihrem eigensten Interesse gekommen. Noch habe ich die Fäden in der Hand, noch ist es möglich, einen öffentlichen Skandal zu vermeiden, denn für eine diskrete Behandlung Ihrer Aussage bürgt Ihnen mein Name und die Freundschaft, die ich für Herrn von Monsterath und auch nach wie vor für Sie empfinde.“

Violetta reichte Luz impulsiv die Hand.

„Ich danke Ihnen, caro amico“, sagte sie, „daß Sie nicht an mir gezweifelt haben. — Nein, eine Verbrecherin bin ich nicht, aber feige, elend feige war ich, daß ich die Aussprache, die kommen mußte, von Tag zu Tag verschoben habe, ich hätte mich Ihnen sofort anvertrauen sollen, — aber ich konnte nicht, dottore, ich war zu feige dazu. — Heute, wo mir das Messer an der Kehle sitzt, muß ich reden. Ich schäme mich vor mir selbst.“

Violetta hatte nervös mit ihrer langen Kette, die sie um den Hals hängen hatte, gespielt, bis nun der Faden riß, und die Perlen sich lösten und auf den Boden rollten.

Zoo von Monsterath sprang auf, um sie zusammen zu fassen, doch Violetta trat ihm schnell in den Weg.

„Eine Frage zuerst, Zoo“, sagte sie und fischte nach der Hand des Mannes. „Hast du an mir gezweifelt?“

Der Offizier schüttelte den Kopf, doch ließ Violetta seine Hand nicht.

„Ich habe von der ganzen Sache erst seit einer halben Stunde Kenntnis. Ich war wie vor den Kopf geschlagen, ich bin es jetzt noch, aber für eine Mörderin konnte ich dich nicht halten, nur der Gedanke, daß auch du — in — Beziehungen — zu dem — alten Wüstling gestanden — haben könntest — dieser Gedanke kann mich wahnsinnig machen — —!“

„So gering schätztest du mich ein, Zoo“, sagte Violetta sanft, mit einem leichten Vorwurf. „Aber ich vergesse, der Schein spricht ja zu sehr gegen mich. — Nein, Zoo, ich habe nur dich lieb, dich allein, und habe mit niemals etwas zuschulden kommen lassen, was mich deiner unwürdig hätte erscheinen lassen können. Nicht mein Liebhaber war Herr von Prohaska, er — war — mein Großvater, — der Geliebte meiner unglücklichen Großmutter. — Und nun — ist es heraus — — und jetzt will ich dir erzählen, was ich in der Wohnung des Feldmarschalleutnants zu tun hatte, und was sich vorestern dort ereignet hat. Dottore, wollen Sie Ihren commissario heraufholen? — Nein, bitte keine Widerrede, er soll und muß meine Beichte mit anhören. Ich bestehe darauf.“

Und Luz erhob sich schweigend, um den Oberkommissar Bondra, der ungeduldig im Vestibül saß, herauf zu bitten. —

Zwölftes Kapitel.

Zum Verständnis der in vorstehenden Kapiteln geschilderten Ereignisse müssen wir den Leser bitten, uns im Geiste nach Oberitalien zu begleiten, und zwar an die Gestade des Gardasees, die vor ungefähr fünfzig Jahren politisch noch zum Gebiet der österreichischen Monarchie gehörten und erst nach den Feldzügen von 1859 und 1866 an Italien fielen, bis auf ein kleines Stück am Nordgestade des Sees mit dem Städtchen Riva, das zusammen mit weiten Gebieten in Belsch- und Deutschtirol im Frieden von Versailles, der im Jahre 1919 den Weltkrieg beendete, auch an Italien abgetreten wurde.

Der Krieg 1859 ging, wie schon oben angedeutet, für die Österreicher verloren. Die verlustreiche Schlacht von Magenta hatte das 1. und 2. Oberkommando gezwungen, seine Truppen hinter den Fluß Mincio zurückzunehmen und südlich des Gardasees neue feste Stellungen zu beziehen.

Die Hauptmacht der Österreicher gruppierte sich um die Dörfer San Cassiano und Solferino und stand den Franzosen unter Niel und Mac Mahon gegenüber. Der Nordflügel der österreichischen Truppen, unter dem Befehl des Feldmarschalleutnants Benedek, lehnte sich bei dem Dörfchen Rivoltella an den Gardasee, ihm stand die piemontesische Armeegruppe der verbündeten Sardinier und Franzosen gegenüber.

Das Dorf Rivoltella befand sich noch in den Händen der Österreicher, die dort als Vorpostentruppe ein Bataillon Infanterie und eine Schwadron Husaren postiert hatten.

Der Stab der Armeegruppe Benedek, mit dem Feldmarschalleutnant selbst, lag wenige Kilometer südlich von Rivoltella in San Martino. Bei der Husarschwadron in Rivoltella stand der zum Stab Benedek kommandierte Fähnrich-Kadett Leopold von Prohaska, der zu der bildhübschen Virginia, der neunzehnjährigen Tochter des Lehrers Ronca, in nähere Beziehungen getreten war, Beziehungen, die sich, trotz der Kürze der Bekanntschaft, zu recht herzlichen und intimen entwickelt hatten. Der einzige Sohn des Lehrers Ronca stand als Unterleutnant in der piemontesischen Armee. —

Am Abend des vierten Juni kommt der Fähnrich-Kadett von Prohaska von einem Dienstritt aus dem Stabsquartier Benedeks nach Rivoltella und beschwört seine Geliebte Virginia, mit der er ein heimliches Stellbündnis am Campo Santo (Friedhof) hat, um ihrer Liebe willen Rivoltella unverzüglich zu verlassen.

Nach seiner festen Überzeugung bereite man auf österreichischer Seite in der gleichen Nacht einen Angriff vor. Benedek selbst käme spät in der Nacht nach Rivoltella, um den besten Punkt zur Attacke auf die piemontesische Stellung zu erkunden, und er Prohaska, wolle Virginia nicht der Gefahr aussetzen, bei dem sicher zu erwartenden schweren Gefecht in Rivoltella, das den Schlüsselpunkt zur piemontesischen Stellung bilde, zu bleiben.

Virginia verspricht Prohaska, mit ihrem Vater zu reden und alsdann den Wunsch ihres Geliebten nach Möglichkeit zu erfüllen.

Sie eilt nach Hause, wo sie einen zerlumpten Hirten vorfindet. Es ist ihr Bruder, der Unterleutnant Valentino Ronca, der in dieser Verkleidung, als Spion, sich in einer Barke über den Gardasee durch die österreichischen Linien geschlichen hat.

Virginia erzählt mit bebender Stimme, welche Nachrichten von Wichtigkeit sie eben zufällig durch den Fähnrich-Kadett Prohaska in Erfahrung gebracht hat, und Leutnant Ronca, der mit größter Spannung zugehört, beschließt, die Mitteilung seiner Schwester dahingehend zu verwerten, den österreichischen Kommandanten Benedek durch einen Handstreich in piemontesische Hände fallen zu lassen.

Es wird verabredet, daß seine Schwester Virginia in einer Stunde eine brennende Lampe mit rotem Schirm, die im Zimmer auf dem Harmonium steht, auf den Campanile (Glockenturm) von Rivoltella tragen soll, und zwar auf die Westseite des Turmes, so daß die Lampe von der österreichischen Seite nicht oder doch nur durch einen Zufall zu entdecken ist.

Sie soll bei der Lampe warten, bis Benedek im Dorfe angekommen ist und sie dann wegnehmen. Das Verschwinden der Lampe sei für die Piemontesen das Zeichen zu einem mit überlegenen Kräften konzentrisch angelegten Überfall auf Rivoltella, um Benedek in die Gewalt der piemontesischen Truppen zu bringen. —

Ebenso heimlich, wie er gekommen, schleicht sich Valentino Ronca wieder durch die österreichische Vorpostenkette zurück, und als der Kadett von Prohaska Rivoltella zu Pferd verlassen hat, um zum Stabe Benedek zurückzukehren, eilt Virginia leichtfüßig auf den Campanile, und wenige Minuten später wirft die Lampe mit dem roten Schirm ihr gedämpftes Licht gen Westen. —

Beim Stabe Benedek wird inzwischen die Lage besprochen, und beim Abreiten der Vorposten bemerkt ein höherer österreichischer Offizier ein geheimnisvolles, schwaches, rotes Licht auf dem Campanile von Rivoltella.

Der Verdacht, daß verräterische Umtriebe auf Seiten der Zivilbevölkerung im Spiele seien, greift bei dieser Entdeckung bei dem 1. und 2. Oberkommando Platz, und während die Truppen leise und still alarmiert werden, sprengt der gerade ankommende Fähnrich-Kadett von Prohaska mit einem Korporal und fünf Husaren nach Rivoltella zurück, um die Sache aufzuklären. An der Kirche angekommen, läßt er seine Begleitung unten halten. Er stürmt die schmale Wendeltreppe zum Campanile hinauf, um dort zu seiner Überraschung ein junges Mädchen vorzufinden, das neben einer brennenden Lampe mit rotem Schirm schlafend auf den Fliesen liegt.

Zu seinem Entsetzen erkennt er in dem Mädchen seine Geliebte Virginia Ronca.

Brüst rüttelt er die Schlafende wach, die emporfährt und beim Anblick eines Österreichers schreckensbleich zurücktaumelt. Es kommt zu einer erregten Szene.

„Spionin — —! Verräterin! —!“ ruft Prohaska aus. „Das also ist deine Liebe zu mir?“

Und seinen Revolver ziehend, geht er auf die Lampe zu.

Doch Virginia ruft entsetzt:

„Laß die Lampe stehen! —! Santissima madre — — rühre die Lampe nicht an — — — — — es ist dein Tod — —!“

Doch Prohaska stößt das Mädchen zurück.

„Geh mir aus den Augen, Verräterin!“ ruft er. „So lohnest du meine Liebe — —!“

Da richtet sich Virginia stolz auf.

„Zuerst bin ich Italienerin, dann Geliebte. — Erst das Vaterland, dann du — —!“

Und schützend will sie sich vor die Lampe stellen.

Da — kracht auf der Straße ein Schuß!

Der österreichische Korporal hat in der Meinung, seinen Kadetten in Gefahr zu sehen, den Karabiner abgefeuert.

Virginia stößt einen Schrei aus, preßt die Hand auf die linke Seite und bricht stöhnend zusammen.

Ohne sich zuerst um das Mädchen zu kümmern, schleudert Prohaska schnell die Lampe mit dem roten Schirm aus dem Fenster. — (Schluß folgt.)

Wanderlied.

Wer weiß, wohin wir wandern,
Kennt einer kaum den andern,
Wir warten auf ein Zeichen,
Ob, Armut obnegleichen,
Wir suchen nach Unwissenheit,
Hier lächelt Glück, dort wimmert Not,
Und über allem, rätselhaft,
Ein Tod, der uns erlösen soll.

Wer weiß, wohin wir wandern,
Kennt einer kaum den andern,
So kalt und dunkel ist die Welt,
Woher dem, der auf die Knie fällt,
Zu irgendwelcher Gottheit steht,
Die wahrhaft ihm vor Augen steht,
Verstehen sind wir andern,
Die wir wie Blinde wandern.

Lotte Fiedemann.

Der kleine Mark.

Von Romain Rolland.*)

Mark verbrachte den ganzen Tag in Solvias Werkstatt. Da Annette bis zum Abend außer Hause zu tun hatte, ließ Solvia das Kind um sich sein. Er war das Hauskätzchen, wurde von Kundinnen und Gehilfinnen verwöhnt, unternahm da auf allen Bieren Entbedungsreisen, hockte unter den Tischen, raffte Haffel und Stoffendchen auf, wickelte Spulen ab, verknäulte Fäden, hatte immer was Süßes zu schmausen oder wurde süß abgeschmakt. Es war jetzt ein Bäckchen von drei, vier Jahren, mit goldbraunem Haar wie Annette, seit seiner Erkrankung ein wenig blaß. Das Leben war ihm ein munterbrochenes Schauspiel. Solvia hätte ihrer eigenen frühesten Erfahrungen sich entsinnen können, als sie unter dem Verkaufstisch lauerte und die Kunden reden hörte. Aber die Großen haben in ihrer gestelzten Höhe ein so ganz anderes Blickfeld, daß sie nicht wissen, was alles an Kinderäugen haften bleibt. Und an den roßigen Ohrlein... Die fanden reichliche Beschäftigung in der Werkstatt! Die Zungen schwangen da nach Herzenslust, lustig, fest und unerschämt. Brüderie war das Beste, was man Solvia und ihrer kleinen Schar vorwerfen konnte. Bei gutem Lachen und Nächsten-Label, da läuft die Nabel... Kein Mensch dachte an den Kleinen. Der verstand doch kein Wort davon! Es ist wohl anzunehmen, daß er nichts davon begriff, aber er griff nach diesen Dingen und hielt sie für immer fest. Ein Kind greift alles auf, greift alles an, sagt an allem. Wehe, wenn etwas herumliegt! Bäcklings unter einem Sessel liegend, nahm er alles in den Mund, was von oben abfiel: Biskittkrümchen, Knöpfe, Kirschkerne; mit den Worten verfuhr er genau so. Ohne zu wissen. Aber gerade! Um zu wissen! Und er laute sie hin und her; verschloß sie in seinen Singsang...

„Du Schweinchen!“

Das Lehrmädchen entriß ihm ein Stück Band, an dem er sog oder das er versuchsweise in die Nase steckte. Aber was er an Gelpochenem eingeschluckt hatte, konnte ihm niemand mehr entreißen. Vorläufig wußte er gar nichts damit anzufangen. Aber verloren war es nicht.

Enttrafte man ihn einmal dieser Unterwelt der Möbel- und der Menschenfüße, die so merkwürdig zappeln, indes ihre gefangenen Zehen sich in den Schuhen krümmen, versetzte man ihn wieder in die bei den Großen übliche Körperhaltung, blieb er in dieser Oberwelt auf niederm Schemel artig zwischen Solvias Beinen sitzen. Oder auch bei einer anderen Berodien, weil die Tante selten ruhig blieb. Dann legte er seine Wangen gegen den warmen Stoff, und mit zurückgelegtem Kopfe und aufgeregtem Näschen betrachtete er diese vorgeneigten Gesichter, das Fältchenpiel der Lider, bewegliche glänzende, lebhaft pupillen, einen Mund, der Zwirn abbeißt, daß man den Speichel sieht, die Unterlippe (die in Froschperspektive über der Oberlippe erscheint), wie sie von den Zähnen angesogen wird, die Unterseite der Nasenlöcher, an der rotes Geäder sich verzweigt, und die beim Sprechen zuden und zittern; und dann die Finger, die mit ihrer Stahlspitze blitzschnell aufstoßen; und plötzlich fähelt ihn eine Hand unterm Kinn; an einem Finger steckt das Blechhütchen, und er fühlte eine kalte Berührung am Hals... Wie auch sonst, war hier kein Eindruck verloren: was sich da so warm und doch frisch, so mollig lau anfühlte, diese Stühle lebenden Fleisches, die im Lichte rosig, im Schatten bernsteinfarben erschienen, und dann der Duft des Weibes... Sein kleines Ich nahm das freilich nicht wahr, aber das vielfältige, facettenartige Bewußtsein, das über die ganze Körperverläufe des Kindes hin verbreitet, verzeichnete auf seiner Walze jeden dieser Eindrücke... Die Frauen hatten keine Ahnung, daß sich ihr Bild von den Füßen auf bis zum Kopfe in diesem kleinen, hochempfindlichen Registrierapparat eingrub. Allerdings sah er sie nur stückweise, andere Stücke fehlten: wie bei einem Begegnungsspiel hatte er es mit einem Durcheinander von Bestandteilen zu tun. Wo er Vorliebe äußerte, trat sie absonderlich und mit huschender Flüchtigkeit, dabei ebenso lebhaft als mannigfaltig auf; sie schlen bloßer Laune zu entspringen, war aber weniger unbeständig, als daß sie sich eben nur auf Teile der einzelnen Personen bezog. Der Scharfsinnigste hätte unmöglich erraten können, was ihn an der oder jener von diesen Frauen besonders fesselte! Als echtes Hauskätzchen liebte er eher die Weichheit der Hände als die ganze Person. Und der Inbegriff dieser weichen Zärtlichkeit war ihm sein Heim, die Werkstatt. Er war in tiefer Unschuld Gaoist. (Und mit vollem Recht; der kleine Baumeister hatte zunächst einmal sein Ich aufzubauen.) Gaoist in seinen Liebesjungen war er noch unverhüllter Gaoist. Denn er liebte sie, um zu gefallen und weil es ihm

Freude machte. So war er denn auch nur mit denen zärtlich, die bei ihm in Gunst standen.

Vom ersten Tag an war Solvia sein eigentlicher Liebling. Mit seinem Haustiercheninstinkt erriet er, daß sie die Gottheit dieser Heimatstadt war, die Herrin, von der Ebbares, Küßchen und die Färbung des ganzen Tages ausging, so daß es angezeigt war, ihr schönzutun. Aber besser war's noch, wenn sie selber einem schön tat. Und der kleine Keel hatte wohl bemerkt, daß er's bei ihr so weit gebracht hatte. Er war übrigens fest überzeugt, solche Gunst reichlich verdient zu haben. So nahm er ohne jegliche Überraschung, aber mit Behagen die angenehmen, schmeichelhaften Fuldigungen entgegen, mit denen er von der Herrscherin bedacht wurde. Solvia verzog und verwöhnte ihn, fand jede seiner Bewegungen, jeden seiner Schritte unvergleichlich, bewunderte seine Schönheit im allgemeinen seinen Mund, seine Augen, sein Näschen im besonderen; ihre Kundschaften mußten ihn auch anstaunen, und sie prahlte mit ihm, wie wenn es ihr eigenes Kücken gewesen wäre. Freilich bekam er von ihr auch anderes zu hören:

„So ein Lausub! Du Gradummkopf!“

Und wie es sich gerade traf, setzte es jetzt einen Klapp, jetzt ungestümes Abwischen der Nase oder anderer Körperteile. Aber von ihr erschien ihm dies nicht als verlegend und (trotz seiner schreienden Proteste) nicht einmal als sehr unangenehm. Von der Königin höchst eigenhändig auf die Rückseite geklatscht zu werden, das konnte auch nicht der erste beste haben! Wenn sich das eine andere unterstanden hätte, „Kreuzdambam!“ (das hatte er auch in der Werkstatt aufgeschnappt), das wollte er sich einmal anschauen!... Und dann auch abgesehen von ihrem Herrscherglanze fühlte er sich von Solvia bezaubert. In diesem Baulasten weiblicher Einzelsilbe, den für ihn die Schneiderwerkstatt darstellte, bot sie ihm die größte Zahl erfreulicher Bestandteile; es war so angenehm, sich in ihre Kleidfallen zu drängen, daß sein Kopf an ihrem Kleide lag, und so auf ihre Stimme zu horchen (er fühlte ihr Lachen, wie es da innen in ihr zitterte) oder über ihre Hüften hinaufzuklettern, bis er ganz oben war, dann schlang er sein Armchen um ihren Hals und rieb Nase, Lippen und Augen an der weichen Wange und an einem besonderen Fleckchen am Ohr, wo ein Gewirr hochblonder, duftender Locken lockte. Was dem Geiste der Großen das Auge bedeutete, das ist für die Kinderseele das Taftgefühl — der Zauber, mittels dessen man über die Mauer zu sehen vermochte, so daß man dann innen am Traumteppich der vermeintlich wahrgenommenen Dinge weben konnte, am Trugbild des Lebens. Das Kind sah am Weibstuhl. Es wußte nicht, was diese blonden Locken waren, diese Wange, dies Lachen, die ganze Solvia und was „ich“ zu bedeuten hatte, aber er dachte schon: „Mir gehört's.“

Frauen-Zeitung

Wie steigen unsere Frauen von der Straßenbahn? Die Dame auf der Straßenbahn ist ein beständiges Kapitel, da die Frauen nicht daran zu gewöhnen sind, richtig abzu steigen. Nun hat vor einigen Monaten eine amerikanische Straßenbahn an der Aussteigestelle Spiegel anbringen lassen in der Erwartung, daß die Frauen durch die Eitelkeit bewogen werden, in den Spiegel zu schauen und sich darum beim Absteigen richtig mit dem Gesicht in die Fahrtrichtung zu stellen. Auch die Stadt Cincinnati hat diese Methode angewendet in der Hoffnung, daß auch hier die Eitelkeit dafür sorgen werde, daß die Frauen sich endlich an richtiges Absteigen gewöhnen werden. Dieses Mittel hat aber versagt. Nicht etwa, daß die Eitelkeit der Frauen abgenommen hätte, nein, sie war dieselbe geblieben. Alle Straßenbahnschaffner erklären übereinstimmend, daß die Frauen vor dem Absteigen sich erst richtig hinstellen, um in den Spiegel zu sehen. Bevor man es sich aber versieht, drehen sie sich vor dem Absteigen wieder um, steigen falsch ab und fallen hin. Ein Schaffner beschreibt diese Methode in folgender spaßiger Weise in einer amerikanischen Zeitung: Wie steigt eine Frau von der Straßenbahn? Sie begibt sich langsam im letzten Augenblick zur Ausgangsstelle. Hier steht sie vor dem Absteigen in den Spiegel. Die anderen Passagiere, die gleichfalls absteigen wollen, drängen nach und warten ungeduldig, bis die Frau endlich den Fuß auf das Trittbrett hinuntersetzt. Erst kommt aber ein flüchtiger Blick in den Spiegel. Dann werden die Locken, die in Unordnung geraten sind, und der Hut noch mit ganz kurzen Griffen, die aber für die anderen Passagiere noch viel zu lang sind, in Ordnung gebracht. Dann folgt ein entzückendes Lächeln, dessen Grund man nicht erfahren kann, und dann dreht sich die Dame wieder um, um nach der falschen Seite abzu steigen. Die Eitelkeit hat also zwar nicht versagt, sie ist aber als Lehrmeisterin für unsere Frauen nicht zu gebrauchen.

*) Aus: Romain Rolland, Sommer, Roman. (Aust Wolff Verlag, München.)



Unfruchtbarkeit der Obstbäume.

Jede Pflanze hat nach ewigen Naturgesetzen als wichtigste Lebensaufgabe für die Erhaltung ihrer Art zu sorgen. Das geschieht durch die Erzeugung der Früchte, deren Samen unter günstigen Verhältnissen keimen und neue Pflanzen derselben Art entstehen lassen. Das ist auch bei den Obstbäumen draußen in der Wildnis der Fall, die regelmäßig und reichlich tragen. Nur bei unseren hochgezüchteten Edelsorten schwankt die Fruchtbarkeit außerordentlich. Trotzdem kann von einem völligen Versagen des Tragens eines Baumes während seines ganzen Lebens wohl kaum die Rede sein. Es gibt allerdings Sorten, die niemals, auch bei bester Pflege nicht, durch ihren Ertrag befriedigen; sie sind als Faulenzer dem Obstzüchter, der sie deshalb auch nicht anpflanzt, hinreichend bekannt. Dagegen fehlt es auch nicht an Sorten, die fast jedes Jahr durch eine reiche Ernte erfreuen. Solche Massenträger sind besonders unter den Birnen vertreten, die sich allerdings auf geschlechtlichem Wege fortpflanzen haben, also Sämlinge sind. Aber auch unter dem Edelobst gibt es genug Sorten, mit regelmäßiger Fruchtbarkeit. Allerdings fest der Ertrag bei den verschiedenen Sorten nach der Zeit recht verschieden ein. Während sie bei dem Zwergobst schon recht frühe, oft schon mit dem 2. und 3. Jahre im allgemeinen eintritt, kommt der Hochstamm fast durchweg vor seinem 10. Lebensjahre nicht zum Tragen. Er braucht viel mehr Zeit zum Aufbau von Stamm und Krone als das Zwergobst. Trotzdem gibt es auch unter diesen Bäumen solche, die oft die Geduld des Besitzers auf eine harte Probe stellen, mitunter erst mit dem 8. bis 10. Jahre die ersten Früchte zeigen. Wenn das zu lange dauert, dem bleibt nichts anders übrig, als den Baum mit einer Sorte früherer Fruchtbarkeit zu veredeln. Das ist auch oft das einzige Mittel, um Faulenzer zu kurieren.

Schwieriger gestaltet sich schon der Fall, wo es an der richtigen Unterlage fehlt. Steht z. B. eine Zwergform auf Wildling, einerlei welche Sorte darauf veredelt ist, so gibt es kein Mittel, das Wachstum auch das des Edelstammes, der von der Wildheit der Unterlage beeinflusst wird, zu bändigen. Hier fest die Fruchtbarkeit erst ein, nachdem sich der Baum, wie beim Hochstamm, vollständig ausgewachsen hat. Dieselbe Erscheinung tritt bei Zwergbäumen ein, die zu tief gepflanzt worden sind, bei denen also die Veredelung in die Erde zu stehen kam. Dann wird gewissermaßen der Coling zum Steckling, indem er Wurzeln treibt und dadurch, weil die Wurzeln der schwachwüchsigen Unterlage in ihrer Tätigkeit vollständig ausgeschaltet werden, den Charakter eines Hochstammes annimmt. Er baut dann eine mächtige Krone auf und die Fruchtbarkeit setzt demgemäß erst recht spät ein. In solchem Falle ist es ratsam, schon möglichst bald den Wurzelhals blozulegen und die vom Coling gebildeten Wurzeln zu entfernen. Natürlich ist auch dafür zu sorgen, daß die Veredelungsstelle von der Erde befreit bleibt und der Baum, so lange dies noch möglich ist, entweder höher gesetzt, oder eine trichterförmige Vertiefung um den Stamm gemacht wird.

Nun können gute Sorten selbst bei reichem Blütenanfang öfters ganz versagen oder nur mäßig tragen. In solchem Falle liegt oft die Ursache daran, daß auf einem Baumstück zuviel Bäume derselben Sorte stehen. Es ist eine alte Erfahrung, daß es für die Fruchtbarkeit der einzelnen Bäume besser ist, wenn mehrere Sorten durcheinander gepflanzt werden. Auch mehr Bienen müßten in obstreichen Gegenden gehalten werden; denn sie befruchten die Blüten, indem sie den Blütenstaub von Baum zu Baum tragen. Nur zu häufig zerstört ungünstiges Wetter während der Blütezeit, Frost und anhaltender Regen, wie das im letzten Frühjahr der Fall war, jede Hoffnung auf eine einigermaßen befriedigende Ernte. Man wähle deshalb unempfindliche Sorten mit widerstandsfähigen Blüten, besonders für rauhe Gegenden.

Ein unverzeihlicher Fehler wird oftmals gemacht, indem man junge Obstbäume zu frühe tragen läßt und ihnen dazu noch alle Früchte bis zur Reife beläßt. Daß solche Bäume in ihrer Lebenskraft geschwächt werden, ist ohne weiteres klar. Grundsatz muß sein, daß Bäume in den ersten beiden Jahren nach ihrer Pflanzung überhaupt keine Früchte, und in den nächsten 4 bis 5 Jahren nur so viele tragen dürfen, daß darunter ihr Wachstum nicht leidet.

Eine weitere häufige Erscheinung ist das völlige Aussetzen im Tragen der Bäume nach einem übermäßig reichen Behang im vorhergehenden Jahre. Dem Baume ist es ganz unmöglich, bei dem großen Kraftaufwand, den die Ernährung

der zahlreichen Früchte an ihn stellt, auch noch die Tragknospen für das nächste Jahr vollkommen auszubilden. Die Folge davon ist der mangelhafte Fruchtansatz oder sein gänzlich Ausbleiben. Um diesem Mißerfolg vorzubeugen, ist ein Ausdünnen der Früchte, also ihre Verminderung auf eine für den Baum erträgliche Anzahl unbedingt nötig. Der Obstzüchter erzielt dadurch größere, schönere Früchte, so daß er in seinen Einnahmen kaum geschädigt wird und bewahrt zudem seine Bäume vor vollständigem Versagen im nächsten Jahre. B. C.

Winterarbeiten im Garten.

Manche Gartenfreunde glauben, im Winter lasse sich im Garten nichts machen, und verschieben alle Arbeiten auf den Frühling. Manche Arbeiten lassen sich aber im Winter sogar noch besser ausführen als im Frühjahr, denn gerade im Frühjahr ist es oft unklar, windig und regnerisch, daß man im Freien unmöglich etwas Rechtes vornehmen kann. Es ist sogar schon oft vorgekommen, daß selbst die dringendsten Arbeiten verschoben werden mußten, bis weit in den Frühling hinein, während dieselben im Winter beim schönsten Wetter hätten ausgeführt werden können. Benutzen wir daher jeden schönen Tag im Winter, so in erster Linie zu Erdarbeiten, Aushebung der Wege, Vorbereitung der Pflanzstellen für Bäume, Rosen und Schlingpflanzen, Blüten- und Fruchtsträucher usw. Denn nur, wenn die Pflanzstellen möglichst tief ausgehoben und gehörig ausgeweitet und dabei richtig gedüngt werden, kann man auf freudiges Gedeihen seiner Lieblinge zählen. Auch das Rigolen und Düngen kann am besten bei trockenem Wetter und nicht allzu fest gefrorenem Boden im Winter vorgenommen werden. Wenn man sodann den gefrorenen Boden mit scharfer Hacke nochmals aufreißt, so wird auch der sonst so saße Lehmboden und sogenannter wilder Boden ganz mild und locker, so daß man im Frühling pflanzen kann, was man will.

Das Vorkeimen der Saatkartoffeln.

Der Anbau der Frühkartoffeln bietet dann wesentliche Vorteile, wenn die Ernte auch möglichst früh, also schon im Laufe des Juli erfolgt, da um diese Zeit dieselben noch sehr hoch im Preise stehen. Um dieses Ziel sobald wie möglich zu erreichen, ist ein Antreiben oder Vorkeimen der Saatkartoffeln empfehlenswert. Es wird durch diese Maßnahme immerhin die Reife der Knollen um 10–14 Tage früher erreicht. Gegen Ende des Monats lege man die Knollen in einen flachen Kasten, dessen Seitenflächen höchstens 10 Zentimeter hoch zu sein brauchen, in der Weise, daß die Gipfelnenden mit ihren zahlreichen Augen nach oben gerichtet sind. Die Zwischenräume werden mit Erde oder Sand ausgefüllt. Den so beschickten Kasten stellt man in die Nähe auf einen Schrank und läßt ihn dort solange stehen, bis die Triebe etwa ein Zentimeter hoch geworden sind. Hauptfache bei dem Treiben ist, daß die Triebe kurz und gedrungen bleiben. Es darf deshalb der Raum für das Treiben nicht etwa die Zimmerwärme haben, da sich sonst lange, gesele Triebe entwickeln, die im Freien bald zugrunde gehen. Nach etwa 6 Wochen sind sie soweit gediehen, daß die Knollen zur Abhärtung in einen kühleren Raum gebracht werden können. Schließlich kommen sie 14 Tage vor dem Sieden ins Freie, etwa in eine Laube, zur weiteren Abhärtung, wo sie natürlich bei Eintritt eines Frostes zu schlafen sind. Mit derartig vorbereiteten Knollen wird man sicher einen frühen Erfolg haben, vorausgesetzt, daß tatsächlich frühe Saatkartoffeln von tadelloser Beschaffenheit gewählt wurden.

Rat und Anregung.

Butter aus Ziegenmilch ist viel fetter und süßer als Butter aus Kuhmilch, hat aber eine kalkweiße Farbe und weiche Konsistenz. Ziegenbutter wird auf folgende Weise gewonnen: Die Milch wird frisch gekocht. Sie bleibt dann zwei bis drei Tage vollständig süß, zum Trinken und zu allen Milchweisen geeignet. Nur die gekochte Ziegenmilch rahmt richtig auf. Die abgerahmte Milch — es bildet sich viel Rahm — ist immer noch nahrhaft und wohlriechend und enthält trotz der Entrahmung noch genügend Fett, um köstlich zu sein. Der so gewonnene Rahm wird ausgebuttert genau wie Rahm aus Kuhmilch.